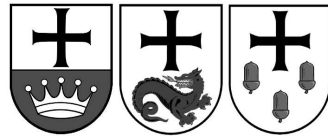


Unser Kirchspiel



Mülheim - Sichtigvor - Waldhausen

Nr. 104

9/2016

Die Vertriebenen 1945/46 - Teil 2

Die Wohnungsnot der Nachkriegszeit – Wohin mit den Vertriebenen?

Die Bewohner des Kirchspiels Mülheim stöhnten auf, als Bürgermeister Laumann für den 22. März 1946 wieder einen Ostvertriebenentransport ankündigte. Er bat aufs Neue um Aufnahmebereitschaft und Nächstenliebe für ins Elend getriebene Menschen, die Furchtbare erlitten und alles verloren hätten. Die Sichtigvorer, Mülheimer und Waldhausener konnten jedoch Willkommensgefühle nicht mehr aufbringen und dem Mitleid kaum noch Taten folgen lassen. Gerade die Kirchspielbewohner hatten bis dahin unvergleichlich viel für fremd Ankommende leisten müssen. Jetzt schien es ihnen vor allem nicht mehr möglich, in den überfüllten Häusern noch enger zusammenzurücken, um weiteren Flüchtlingen Wohnraum zu gewähren.

Möhnetal Schutz suchten. Ab 1943 mussten nicht nur Ausgebombte, sondern auch vorsorglich aus dem Ruhrgebiet Evakuierte in den wenig großzügigen „Arbeiterhäusern“ (Bürgermeister Laumann) untergebracht werden. Ab jetzt hieß es in den meisten Familien auf immer mehr eigenen Wohnraum zugunsten der Wohnungslosen zu verzichten. Wo gutwillige Bereitschaft und Einsicht der Einheimischen fehlten, konnte eine rigoros agierende Wohnungskommission Zimmer beschlagnahmen und mit fremden Personen besetzen. Im Dezember 1944 erfassten die Mülheimer Lehrerinnen Peters und Drüke im Auftrag der Behörden die Räumlichkeiten und Bewohner sämtlicher Wohnhäuser. Die noch erhaltenen Sichtigvorer Listen verzeichnen die fast unglaubliche Zahl von 513 Evakuierten bei 874 Einheimischen in 118 Häusern.¹ Im Verhältnis zu den Zimmerflächen lebten Menschen in manchen Räumen regelrecht zusammengedrückt. Ein solch enges Zusammenleben führte zu Spannungen, aber sie hielten sich in Grenzen, denn noch überwogen bei den Einheimischen eine geduldige Hilfs- und Opferbereitschaft gegenüber den vom Bombenterror Gezeichneten.

Das Kriegsende am 8. Mai 1945 entspannte diese auf Dauer doch unerträglichen Wohnungsverhältnisse nur wenig, weil die Evakuierten – auch weil ein Verbot sie daran hinderte – anfangs nicht in ihre zerstörten Städte zurückkehren konnten. Das enge Zusammenleben mit den „Städtern“ von Rhein und Ruhr, die nun auch nach Kriegsende noch blieben, zertr



Sichtigvor 1945 – im Vordergrund Laumanns Mühle (Luigs), dann der Damm und die Häuser auf dem Schützenkamp, im Hintergrund das Gut Haus Mülheim

Die 120 am 21. März im Kirchspiel ankommenden Schlesier trafen im für sie sicheren, vom Krieg äußerlich unversehrten westfälischen Land auf eine für sie unfassbare Wohnungsnot. Deren Anfänge lagen im Kriegsjahr 1941, als die ersten Bombenflüchtlinge aus dem Ruhrgebiet im

nicht in ihre zerstörten Städte zurückkehren konnten. Das enge Zusammenleben mit den „Städtern“ von Rhein und Ruhr, die nun auch nach Kriegsende noch blieben, zertr

¹ „Unser Kirchspiel“ Nr.77, 2011, 1. Seite

zunehmend an den Nerven. Da brachte die Zumutung, jetzt noch weitere Wohnungssuchende, die Vertriebenen aus dem Osten, aufzunehmen, das Fass zum Überlaufen. Bei allem mitmenschlichen Entsetzen über die erlittenen Schicksale konnten die Einheimischen ihren Unwillen über die Zuweisungen, auch gegenüber den Betroffenen oft nicht zurück halten. Zu allem Überfluss befahl die englische Militärregierung, die fünf Häuser auf dem Schützenkamp mit 10 deutschen Familien für die Einrichtung eines Ausländerlagers zu räumen. Bürgermeister Laumann gelang es nur mit vorübergehender Aufspaltung von Familien² die Menschen im Kirchspiel zu vermitteln. Als im Februar 1946 sich die Austreibung der Schlesier durch Polen nach Westdeutschland abzeichnete, versuchte Bürgermeister Laumann die Behörden dringend von Zuweisungen nach Sichtigvor abzuhalten. Vergeblich! Am 19. März 1946 traf ihn die Verfügung, dass das Kirchspiel Mülheim demnächst sogar den bisher größten Einzeltransport mit 120 Schlesiern zu verkraften habe. Angesichts der insgesamt 2,5 Millionen allein aus Ober- und Niederschlesien konnten die Verantwortlichen keine Gemeinde verschonen. Die dann aufgebrachten Leistungen und Verdienste der beiden Bürgermeister Laumann (Sichtigvor) und Schulte-Nölke (Mülheim), für all diese Menschen Unterkünfte aufgetrieben zu haben, sind gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Auch in Ställen und Futterkammern

Allerdings waren die dabei aufgetanen Quartiere zum Teil noch enger, behelfsmäßiger und primitiver als bei den früher angekommenen Leidensgenossen. Selbst Futterkammern in Stallbereichen hatten einige beziehen müssen. Die sechsköpfige Bäckerfamilie Ihmann, die erst am Abend des 21. März mit dem Neuroder Transport im Möhnetal eingetroffen war, zog in die 14 qm große Kornbühne über dem Pferdestall des Mülheimer Bauern Korff ein. Sie fanden darin ein Doppelbett mit Strohsäcken, einen Heag-Behelfsherd für Flüchtlinge und ein Spind aus dem benachbarten ehemaligen RAD-Lager vor.³

Für die schon älteren Neuroder Textilkauflaute Wilhelm und Eva Langer gab es eine ähnliche Unterkunft, allerdings über einem Schweinestall, auf dem Anwesen Schmidt/Hecker an der Hammerbergstraße. Der Böttcher Heinrich Schmidt hatte einen sonst als Strohlager genutzten Raum mit einer Zimmerdecke, Wasseranschluss und einer von der Deele hinaufführenden Treppe versehen. Langers – städtischen Wohnkomfort in ihrem Geschäftshaus bester Lage gewohnt – mussten nun froh sein, das Klo wenigstens unten im Stall zu haben.

Die noch nicht heimkehrenden Kriegsevakuierten und die 700 Ausländer von Kloster und Schützenkamp machten es dem Kirchspiel nicht möglich, den um Haus und Heimat gebrachten Menschen wenigstens die Geborgenheit einer menschenwürdigen Wohnung zu bieten.

Hungersnot

Leider waren auch die meisten übrigen Lebensverhältnisse der Nachkriegszeit 1945/46 elend wie selten zuvor. Die Lebensmittelversorgung drohte in der ersten Zeit allein

² Luise Nentwig mit 3 Töchtern: zuerst „aufgespalten“ bei Brandenburg“, dann Küche bei Kempers und Schlafen bei Schmidt-Holtknecht

³ Ursula Hillebrand „Sichtigvorer Geschichten“ 2006

schon durch die Plünderungen der Mühlen, Viehraub, Abschachtungen und Felddiebstähle zusammenzubrechen. Die regulären Zuteilungen für Normalverbraucher auf den Lebensmittelkarten reichten nicht zum Leben, und sogleich entspann sich für sie der Kampf um zusätzliche Lebensmittel zur wichtigsten Aufgabe, Das Hamstern und Betteln bei Bauern und sonstigen Selbstversorgern nahm ungeahnte Ausmaße an. Hungernde Städter durchwühlten abgeerntete Kartoffelfelder, das Ährenlesen kam wieder in Mode. Der Mensch wurde wieder zum Sammler von Beeren, anderen Wildfrüchten und Kräutern. Der arge Fettmangel trieb auch die Kirchspielmenschen zum Auflesen von Bucheckern in den Arnsberger Wald.

Anders als in den Städten verhungerte auf dem Lande zwar niemand, aber die Zuteilungen auf den Lebensmittelkarten für Normalverbraucher, zu denen die Flüchtlinge zählten, verschlechterte sich sogar noch. Im Januar 1946 sahen sie die Brot- und Mehlzuteilungen auf den Lebensmittelkarten glatt um die Hälfte gekürzt, die Kartoffelration pro Person und Woche auf 1 kg abgesenkt. Wegen sich zuspitzender Ernährungsnot in den Großstädten verfielen die Verantwortlichen der Britischen Zone auf eine außerordentliche Lebensmittelsammelaktion auf dem Lande. Der Arnsberger Landrat drohte dazu in seinem Aufruf vom 25.6.1946, dass bei zu geringem Spendenaufkommen und Anhalten der Hungersituation „Plünderungen der hungernden Städter auf dem Lande zu befürchten seien“⁴

Neben dem Grundnahrungsmittel Brot galt den Kartoffeln die größte Sorge. Nach einem Aufruf an die Großbauern, den Flüchtlingen kleine Ackerstücke zum Kartoffelanbau zu verpachten, bot der Pächter auf Haus Mülheim solche Flächen am Ritterberg und oberhalb der Schützenkamps an. Die Flüchtlinge stürzten sich als „Mitpflänzer“ geradezu in die Landarbeit und verwandelten eintönige Flur in ein Mosaik winziger Kartoffelfelder. Nur aus der verzweifelten Ernährungslage dieser Zeit ist es zu erklären, dass die Sorge um die Kartoffelernte zu einer Art Krieg gegen den Kartoffelkäfer ausartete. Die Behörden verfügten Such- und Bekämpfungskampagnen, bei denen aus jedem Haus des Kirchspiels wenigstens ein Bewohner mitmachen musste. (Namentliche Listen mit Erwachsenen und Kindern dieser Jahre sind noch in den Gemeindeakten erhalten) Das erst Auftreten von drei Kartoffelkäfern im Garten der Familie Koch auf dem Schützenkamp fand Aktenvermerk und Meldung an den Amtmann in Warstein.

Wohnung, Nahrung – auch alle anderen Dinge fehlten

Das Gefälle zwischen dem, was die vom Krieg weitgehend verschonten Einheimischen besaßen, und den armseligen Habseligkeiten der Flüchtlinge blieb unüberbrückbar groß. Das galt nicht nur bei Lebensmitteln, sondern allen für das Leben wichtigen Dingen, wie Bekleidung, Mobiliar, Geschirr u.s.w. Wenn Flüchtlinge eine zu geringe Bereitschaft davon abzugeben beklagten, so muss, um den Einheimischen gerecht zu werden, wieder deren durch Krieg und Nachkriegszeit geprägte Situation berücksichtigt werden. In den Kriegsjahren hatten die Einwohner des Kirchspiels mehr Taten des Mitleids, der Mitmenschlichkeit und der Gastfreundschaft bewiesen als in irgendeiner anderen Phase ihrer Geschichte. Das Abgeben von Geld- und Sachspenden größeren Stils hatte im Winter 1941 angefangen, als die Soldaten im Osten unvorbereitet in große russische Kälte geraten waren. Von nun an waren die Bewohner un-

⁴ Gemeindeakten Sichtigvor

aufhörlich genötigt bei Sammlungen für Winterhilfswerk, Rüstung, Front und Bombenopfer zu spenden. Die ab 1943 vermehrt ins Kirchspiel strömenden Evakuierten fanden zumeist verständnisvolle Aufnahme und Versorgung mit den notwendigsten Dingen. Da das Warenangebot in den Läden fast zum Erliegen gekommen war, gaben die Einheimischen aus ihren auch schon knapp gewordenen Beständen, obwohl die auch bei ihnen seit Kriegsbeginn kaum noch ergänzt waren.

1945: Die Kriegsgefahr vorbei – die Lage verschlechtert

Als der Krieg mit dem Einmarsch der Amerikaner für das Kirchspiel am 8. April 1945 endete, hatten die meisten Einheimischen geglaubt, mit den Opfern, Einschränkungen und Entbehrungen an den Grenzen des Möglichen und Vertretbaren angelangt zu sein. Da traten im Kirchspiel Umstände ein, die die Gefühle der Gastfreundschaft, Freigiebigkeit und Opferbereitschaft weitgehend zum Erliegen brachten und eine starke Abneigung gegen jeglichen Zuzug Fremder bewirkte. Am 19. April 1945 – die Wehrmacht meldet an diesem Tag die Einstellung der Kämpfe im Ruhrkessel – ließen die Amerikaner das Kloster (Barockschloss), die Hoesch-Baracken auf dem Schützenkamp, die beiden Schulgebäude und einen Teil des Pfarrhauses für ein 700-köpfiges Polenlager räumen. Die schon bald vom Lager ausgehenden Plünderungen, Raubüberfälle und das z.T. gewaltbereite öffentliche Auftreten der Lagerinsassen versetzten die heimische Bevölkerung in Angst und Schrecken. In ohnmächtige, vielfach wütende Abneigung schlug die Stimmung um, als die Kirchspielgemeinden diese ungeliebte Personengruppe auch noch mit Nahrung, Heizung und anderen alltäglichen Dingen zu versorgen hatten. Die deutsche Bevölkerung musste alles aufbringen. Die Gemeindeakten von 1945 künden noch von diesbezüglichen rigorosen Befehlen der seit dem 3. Juni 1945 regierenden britischen Besatzungsmacht.: Dem Befehl vom 5.6.1945 an den Bürgermeister, Bettlaken, Decken und andere unersetzbare Sachen von der Bevölkerung des Kirchspiels einzusammeln, war streng angefügt: „... bis 10.6. wollen Sie mir berichten, dass der Aufforderung entsprochen ist.“ Wie und mit welchen Mitteln Laumann die Leute dazu gebracht hat, sich z.B. von 133 Bettlaken und 320 Handtüchern zu trennen, hat er den Akten nicht anvertraut, aber seiner Vollzugsmeldung fügt er resolut die Mahnung an: „Jetzt sind auch andere Gemeinden dran.“⁵

Am 12. Juni 1945 schlug die Stunde für die Bewohner des Schützenkamp. Amtmann Struif an Laumann: „Sie haben den Befehl erhalten. 6 Häuser nahe dem Polenlager von Mülheim (!) zu räumen. Diese Häuser müssen morgen unwiderruflich geräumt werden.“ Während für deutsche Kinder kein Unterricht stattfand, musste die Gemeinde für 55 Polenkinder einen Raum in der alten Schule (Küsterhaus) ausstatten. Dass die geforderten Materialien wie Hefte, Tinte, Kreide nirgend zu kaufen waren, interessierte den brit. Kommandanten offensichtlich nicht. Er beschwerte sich am 15. Juni: „Es sind nicht genügend Bleistifte geliefert worden. Dann haben Sie Federn geliefert ohne die erforderlichen Halter. – Diese Art zu Handeln raubte mir 2 Stunden Zeit!“ (Gemeindeakten) Fassungslos registrierten die Möhnetaler dann auch Abgabebefehle wie Fliegengaze, einer Polstergarnitur, Schilderhäuschen und größere Radios mit Moskauempfang. Die Stimmung konnte gar nicht

tiefer sinken, wenn die Besatzungsmacht auch noch mit Sanktionen drohte: „Soweit das Sammelergebnis in Sichtigvor, Mülheim, Waldhausen und Allagen nicht die befohlene Anzahl von Bettlaken und Schürzen ergibt, ist die fehlende Menge gegebenenfalls mit militärischer Gewalt aus den Haushaltungen zu holen.“ (Gemeindeakten) Dass die auf diese Weise erzwungenen Abgaben dann auch noch an Lagerinsassen gingen, die die deutsche Bevölkerung weiterhin drangsalierten, verbitterte zutiefst. Mit den 700 Polen und 500 Evakuierten waren die Einheimischen zu einer Minderheit geworden. Die Angst und Sorge um die von Veränderung oder gar Untergang bedrohte heimatliche Lebenswelt richtete sich bei vielen gegen alle fremd ins Dorf Gekommenen!

Ungeachtet der Stimmung und überbelasteten Verhältnisse im Kirchspiel kündigte die Regierung einen weiteren Zuzug, diesmal von Niederrheinern, deren Gebiet Holland beanspruchte, und Sudetendeutschen an. Pastor Muder und die Bürgermeister starteten daraufhin eine fast beispiellose Sammelaktion in jedem Haushalt des Kirchspiels.

Statt Niederrheiner kamen Ostpreußen

Rheinländer und Sudetendeutsche kamen nicht, wohl aber am 19. Oktober 1945 sechzig Flüchtlinge aus Ostpreußen. Da freiwillige Aufnahme angesichts der Überbelegung des Kirchspiels kaum zu erwarten war, verfügte die Behörde Zuweisungen. Die gingen nicht ohne mündliche und schriftliche Proteste seitens Betroffener ab, endeten aber doch mit der mehr oder weniger einvernehmlichen Unterbringung all der unglücklichen heimatlosen Menschen. Wer nach dieser Bewältigung den Zustrom den Zustrom von Flüchtlingen im Kirchspiel schon als beendet ansah, den belehrte Oberregierungsrat Springer in einem Schreiben am 28.11.1945: „Wir stehen erst am Anfange der Aufnahme der Flüchtlinge aus dem Osten.“⁶ Bis zum März 1946, der Ankunft der Schlesier, blieb jedoch das Kirchspiel den Winter über von größeren Zuweisungen verschont. Nur vereinzelt kamen noch ostvertriebene Familien oder Einzelpersonen an, darunter die vierundzwanzigjährige Edeltraud Hochwald.

Flucht über die Ostsee

Ende November 1945 traf Edeltraud Hochwald, seit Januar mit ihrem Mann Franz auf der Flucht aus Ostpreußen, in Sichtigvor ein. Die heute Vierundneunzigjährige, eine der wenigen noch lebenden Zeuginnen der ostpreußischen Tragödie, hat die schrecklichen Erlebnisse mit den vor ihren Augen stehenden Bildern nie verdrängen können. Auch als Beispiel für die mit ähnlichem Schicksal geschlagenen anderen Ostpreußen des Kirchspiels soll ihre Flucht mit wenigen Sätzen hier nacherzählt werden: Als der Frontlärm der seit dem 14. Januar 1945 angreifenden Russen sich dem Heimatort Nikolaiken an den Masurischen Seen bedrohlich näherte, flohen die beiden Hochwalds mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Angst und Traurigkeit aus der Stadt. Aber auch bei den Verwandten im weiter westlich gelegenen Rössel (Ermland) gab es kein längeres Bleiben. Als sie sich dem Treck der Bewohner von Rössel anschlossen, fielen schon erste Granaten der anrückenden Russen in den Ort und töteten noch den auch zur Flucht aufbrechenden Nachbarn. Ein Weg nach Westen war nur noch über die schmale Ostseeehrung jenseits des Frischen Haffs möglich. Dann ging es über das z.T. brüchige Ost-

⁵ Gemeindeakten Sichtigvor

⁶ Gemeindeakten Sichtigvor

seeis weiter auf Danzig zu. Unbarmherziges Winterwetter und stetige Angriffe auch Bomben werfender Flugzeuge ließen viele tot ins Eis sinken. Hochwalds überstanden die Schreckensroute, aber das schließlich auch schon brennende Danzig zwang sie zu weiterer Flucht. Auf dem Fußmarsch durch Hinterpommern fingen die russischen Panzerspitzen die Flüchtenden in Klein Schwartau ab. Von dem dort von Russen Zugefügten erwähnt Edeltraud Hochwald lediglich das übliche Ausplündern. Nach etwas längerem Aufenthalt in Klein Schwartau wiesen im Herbst 1945 die inzwischen nachgerückten Polen alle Deutschen in Viehwagen Richtung Stettin aus. Auch dort war den Hochwalds kein längeres Bleiben vergönnt. Polen setzten sie in einen Zug nach Berlin, nicht ohne die Flüchtlinge noch einmal nach Verwertbarem am Körper abzutasten. Um aus dem russisch besetzten Berlin herauszukommen, hatten die Hochwalds eine Adresse im Westen vorzuweisen. Sichtigvor in Westfalen, und dort das Haus der „Hönks Siska“ an der Schützenstraße konnten sie angeben, denn dort war Franz Hochwalds Bruder, wie schon erwähnt, 1940 einquartiert gewesen. Am 4. Dezember fanden die beiden Hochwalds bei Bühners an der Hauptstraße (Paul und Alfreds Eltern) nach elfmonatiger Flucht „warmherzige und fürsorgliche Aufnahme“.

Vier Kinder sind ihnen in dem kleinen Fachwerkhaus noch geboren, bevor Edeltraud Hochwald, inzwischen schon Witwe, 1954 mit einem eigenen Familienhaus unten im Möhnetal endgültig sesshaft wurde.

Rumänen im Kloster

Der Abzug sämtlicher Polen aus Sichtigvor am 4. November 1945 erleichterte das Kirchspiel nur vorübergehend, denn schon bald rückten bis zu 800⁷ ehemalige rumänische Soldaten in das Lager ein. Zwar lief deren Versorgung nicht mehr wie früher über die Gemeinde, aber durch ihr Auftreten und Verhalten gerieten die Männer vom Balkan zu einer schweren Belastung und Plage. Sichtigvor bekam einen zweifelhaften Ruf, als im Frühjahr an den Wochenenden Scharen von Prostituierten, mit der Bahn aus dem Ruhrgebiet kommend, in das Möhnetal einfielen. Spektakuläre Razzien der Engländer im Kloster und schamlose Szenen in Wald und Flur ließen die anwesenden Flüchtlinge verwundert fragen, wohin sie denn hier das Schicksal verschlagen habe. Einheimische, Evakuierte und Flüchtlinge durchlebten den harten Winter 1945/46, der sie mit Kälte in den Wohnungen, Nahrungssor-

gen und Mangel auf allen Gebieten quälte. Die im März 1946 im Kirchspiel ankommenden Vertriebenen, trafen hier auf Menschen, die ihnen nicht mehr viel bieten konnten, weder eine warmherzige Aufnahme, noch großzügige Unterkünfte oder Versorgungsgüter. Die Flüchtlinge spürten das und empfanden es oft als bitter und ungerecht. Erst allmählich erfuhren sie, was auch die Einheimischen an Verlusten und Härten schon viel zu lange durchgemacht hatten.

Die Neuroder Gruppe schien dann noch das Beste aus ihrem Schicksal zu machen. Sie hielten zusammen, pflegten den Kontakt untereinander und bewahrten in herzlicher Gemeinschaft mit Festen und Gebräuchen ein Stück Heimat. Pastor Muder gab ihnen in der Pfarrgemeinde die Basis, auch ihre schlesisch-katholische Tradition ein wenig hier weiterzuführen. In der Klosterkapelle fanden sie sich zu sonntäglichen Gemeinschaftsmessen zusammen. Im Hedwigskreis hielten sie Zusammenkünfte und Andachten. Die früheren Neuroder Chorsänger brachten den mit ihrer Hilfe neugegründeten Mülheimer Kirchenchor zur einmaligen Blüte unter dem Schlesier Georg Kober.

Für fast alle ins Kirchspiel gekommene und hier sesshaft gewordene Ostvertriebene gilt, dass nach den ersten schlimmen Nachkriegsjahren und der dann einsetzenden Verbesserung der Lebensumstände es ihnen gelang, sich immer besser einzuleben. Die Hoffnung nach Schlesien, Ostpreußen oder Pommern heimzukehren, hielten sie noch lange aufrecht, bis sie schließlich das Möhnetal endgültig als neue Heimat annahmen.

Wilhelm Hecker



Neuroder Bürger in Mülheim – Sichtigvor

Hinterste Reihe: Herr unbekannt, Herr Galle, Frau Friedel Gottschlich geb. Rudolph, Herr Toni Menzel, Herr Paul Bergmann, Frau unbekannt, Frau Hanna Zenker

Mittlere Reihe: Frau Lotte Spiske geb. Leuschner, Frau Liesel Menzel geb. Prause, Frau Anni Bergmann geb. Schramm (Hanisch), Frau Grunwald

Vordere Reihe: Marianne Fritsche, Otto Spiske und Tochter Traudel Spiske

(Quelle: Helga Hanisch)

⁷ Kaspar Süggeler: Chronik 45/46, Privataufzeichnungen